

# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Sie hatte jederzeit heiter sein dürfen. Und sie hatte nie Feinde gehabt. Sie hatte es auch nie nötig gehabt, zu befehlen, ein Wunsch, von ihr kaum empfunden, war ihr auch schon erfüllt worden, von Menschen, denen es ein Glück ausmachte, ihr zu dienen.

Ihre kurze Ehe war ein einziger solcher Frauendienst gewesen. Sie liebte ihren Mann zwar nicht, aber sie war ihm zugetan. Es freute sie, daß er um sie war, jederzeit, mit einer Zärtlichkeit, die sie ganz einhüllte, die nicht forderte, die nur gab. Sie nahm, nahm immerzu, und freute das Genommene aus, wie Blumen, die man vor sich auf den Weg warf, um ihre Schönheit, die einem diente, zu zerstreuen. Die Blumen konnten nie ein Ende nehmen, ihre Zahl war unbeschränkt, stets aufs neue blühten sie für sie, von ihrem Mann gepflegt, der sie dann abriß, um sie ihr zu schenken. Sie brauchte nicht zu fordern, alles wurde ihr gegeben.

Daß ihr Mann starb, war ein Mißton, doch er klang nur eine Weile, wurde dabongetragen in Fernen, denen sie rasch enteilt war und nach denen sie nicht mehr zurückblickte.

Eines war vorbei, anderes kam, in ewigem leichten Wechsel, der nichts Aufregendes oder nur Ueberraschendes hatte, denn alles Schöne, was sich ihr zuneigte, gehörte ja ihr. Sie nahm es oder sie verschmähte es oder sie schenkte es fort, — sie hatte kein Herz, das hart und grausam war, wenn es auch nicht ihr Glück ausmachte, mitsühnd jemandem Gutes zu erweisen. Sie tat niemandem etwas Schlechtes. Mehr kam ihr nicht zu.

Reizner war der erste Mensch, der es verschmähte, ihr zu dienen. Das überraschte sie mehr, als es sie kränkte. Und nicht nur das. Es reizte sie, einen Menschen zu sehen, der offenbar von einem ihr Unverständlichen durchwühlt war, der einer Leidenschaft folgte, wo sie doch immer nur einer Neigung gefolgt war.

Sie kannte keine Leidenschaften, sie lagen ihrem Wesen fern. Und doch hätte sie gern von ihnen genippt, neugierig gemacht, von dem Kitzel eines leichten Gruselns erfaßt.

Alein sie schrie bald auf, denn sie war seinem brutalen Zugreifen nicht gewachsen. Er nahm sie und unterjochte sie, die es nie gelernt hatte, sich zu wehren, da sie nie vergewaltigt worden war. Sie wollte bloß spielen. Das will auch ich nur, sagte er zu ihr, aber ich spiele mein Spiel, und du spielst es mit! So spielte sie es mit, viele Jahre hindurch, im Grunde froh darüber, daß ein Zweiter es ihr abnahm, sich Gedanken zu machen. Er legte ihr das, was sie glauben sollte, fertig vor, und sie nahm es an, ohne es zu prüfen, denn sie war träge. Langsam und gleichmütig schlich die Zeit.

Und doch ertappte sie sich in einer Stunde, da die Einsamkeit sie zu sich selber rief, dabei, wie sie es allmählich wahrnahm, daß ihr Leben nutzlos verrann. Zuerst wollte sie die Augen schließen und sich blind stellen. Allein die Erkenntnis kam wieder. Und mit ihr der erste Auslug eines Hasses, der sich gegen den richtete, der ihr vielerlei genommen und noch nie etwas gegeben hatte. Sie hätte ihn vielleicht geliebt, wenn ihn nach ihrer Liebe verlangt hätte. So aber nahm er bloß ihr Spiel. Deshalb fing sie an, ihn zu hassen.

Sie glaubte auch nicht mehr an ihn, es sahen ihr, daß seine Kraft etwas Hohles habe, seine Phantasie etwas, das lahm war, und daß auch sein Glück zu hinten anfing. Sie wußte nicht, wie das gekommen war, denn äußerlich stand er noch auf jener ansehnlichen Höhe, zu der er sich heraufgeschraubt hatte.

Lag es an seinen Worten? Sie hatten nicht mehr das Blind-Sichere der früheren Tage. Er war milde. Es war wohl so, daß er selber nicht mehr an sich glaubte, — wie sollte es ihm da auch möglich sein, den Glauben anderer an ihn wach zu halten! Er war kein nüchternes Arbeits-talent wie etwa Herr Friedrich Saalburg, sondern ein Mann, der, um zu wirken, überraschen, überrumpeln mußte. Doch die Tage der Ueberraschungen waren vorbei. Langsam stieg auch er schon an, grau zu werden.

Mit der Grausamkeit einer Frau, die enttäuscht ist, wandte Frau von Marisch ihre Gedanken ohne Uebergang einem anderen zu. Noch fand sie es ein wenig lächerlich, Frau Saalburg zu heißen, und doch spielte sie, halb eingestanden, schon mit der Idee, diesem Mann nachzugeben, nicht sich oder Saalburg zur Freude, sondern Reizner zum Schmerz, der wählte, sie für immer festzuhalten.

Die Art Saalburgs kam am meisten der ihres ersten Mannes nahe. Noch einmal hoffte sie, zu fliegen, wenn auch nicht über blaue Berge, so doch über eine schöne Landschaft hin, deren saftfarbiger Herbst sie lockte. Sie war es müde geworden, nur zu säen, während ein anderer erntete, sie sehnte sich nach der Zärtlichkeit eines, der, wie ihr erster Mann, sein Glück darin fand, sie anzubeten. Ach, sie war erst so alt, wie ein Liebender ihr sagte, daß sie es sei!

Ihr Haß gegen Reizner wuchs noch, wenn sie daran dachte, wie schlau und doch mit welcher Offenheit dieser Mann sich ihres Namens bedient hatte, sobald er es im Interesse seines Geschäftes für nötig gehalten hatte.

Gerade hier glaubte er, sie fest in der Hand zu haben. Du stehst und fällst mit mir, sagte er zu ihr, wenn ich zugrunde gehe, dann bist auch du verloren!

Es grüselte sie bei diesem Gedanken, und sie schloß die Augen, um nicht sehen zu müssen. Bestand denn Gefahr, daß er fiel? Sie wußte nicht einmal, wie sehr sie bei seinen Unternehmungen, die mit den Jahren ständig gewechselt hatten, engagiert war.

Sie mißtraute ihm. Und je größer dieses Mißtrauen wurde — es wuchs, einmal entstanden, mit der Schnellig-

leit eines Brandes, dessen Flammen auf leicht entzündliche Stoffe übergreifen —, um so angstvoller drängte es sie zu einem klaren Kopf und einer ruhigen Hand, die sie allein retten konnten.

War es schon zu spät? Sie bereute, Friedrich Saalburg nicht eingeweicht zu haben, denn mit einem Mal sah sie auch den Mann in ihm, der allein imstande war, ihr wirksam beizustehen.

Plötzlich erinnerte sie sich auch eines Briefes, den sie heute morgen erhalten hatte und in dem ein Fremder sie bat, daß sie ihn empfangen: er sei in der Lage, ihr nicht unwichtige Aufklärungen geschäftlicher Art zu geben.

Sie hatte den Brief fortgeworfen, vermutend, daß er eine jener Belästigungen darstelle, denen Leute ihres Reichthums oft ausgesetzt sind.

Jetzt suchte sie ihn hastig, ohne ihn finden zu können. Das steigerte noch ihre Nervosität. Sie rief ihr Mädchen. „Wenn ein Besuch kommt,“ sagte sie, „ein Mann, ein Mann beliebigen Namens, — dann lassen Sie ihn vor!“

Daraufhin wurde sie ruhiger. Es schien ihr auch unklug, Friedrich Saalburg schon jetzt einzulassen. Es kam ihr zum Bewußtsein, welche Macht ihren Millionen inne wohnte, gerade einem Mann gegenüber, der den Wert des Geldes kannte. Ihr Geld war es, das sie jung, begehrntwert und unwiderstehlich machte. Was blieb ihr, wenn sie es verlor?

Sie trat noch einmal vor den Spiegel und sah sich mit einemmal ganz anders. Nicht nur die Fältchen an den Augen mißfielen ihr, ihr ganzes Gesicht schien ihr, war ekziger geworden, hatte jene sanfte Rundung, jenen schönen Schmuck verloren, die man erst wahrnimmt, wenn sie nicht mehr da sind.

Sie dachte an den mit so übertriebener Sorgfalt gepflegten Badenbart Friedrich Saalburgs, der auf das Gesicht eines Alternden wie ein Versuch gepappt war, die Zeit aufzuhalten. Und sie dachte an die grauen Haare Reisners. Und sie erinnerte sich zugleich des letzten Jahreshefts als einer Zeit, die man ihr zöbwohl hatte . . .

Oh, noch einmal wollte sie fliegen! Doch wer hob sie in die Höhe?

Es fröstelte sie, wenn sie den Weg sah, den so viele Menschen zu Fuß, über die holprige Erde hin, machen mußten: es war der bittere Weg des Daseins!

\*

Frau von Marisch sah erstaunt auf die fast unmögliche braune Farbe des Anzuges, in dem der fremde Besucher sich ihr vorstellte. Der Schnitt war unmodern. „Wer sind Sie?“ fragte sie enttäuscht.

„Ich war so frei, mir für meine Zwecke eine Empfehlung zu verschaffen,“ antwortete Behrens, „die Empfehlung einer Bank, die Ihnen bekannt ist. Haben Sie die Güte, sie zu lesen.“

Frau von Marisch nahm nur widerwillig das Papier, das der Fremde ihr überreichte, und warf einen feindseligen Blick darauf. Doch schnell wurde sie interessierter und las mit einer gewissen Hast. Ihre Wangen röteten sich dabei.

„Millionär, gnädige Frau, — ja!“

Wieder klammerte sich ihr Stämmen an seinem Aeußeren fest. Gewiß, auf einem Dorf konnte er zur Not so sogar Sonntags gehen. Aber in Berlin? Und gar wenn er Damen der Gesellschaft aufsuchte?

Er sah spöttisch an sich herab. „Sie finden, daß ich nicht elegant genug bin?“

„Verzeihen Sie,“ sagte sie, sich schämend, und wies ihn einen Platz an, „was führt Sie zu mir?“

„Geschäfte,“ antwortete er ihr, „gemeinsame Interessen.“

Sie wurde schnell wieder mißtrauisch. War diese Schüchternheit des Aeußeren ein neuer Trick, sich einzuführen? „Ich verstehe nichts von Geschäften,“ sagte sie kälter, als es eigentlich ihre Absicht war.

„Und ich nicht viel,“ versetzte er freimütig und in einer Art, die ihr gestill und Vertrauen einflößte, „immerhin aber soviel, um Ihnen sagen zu können, daß Sie innerhalb acht Tagen ruiniert sein werden, wenn —“

Ihre Züge verzerrten sich. „Reden Sie,“ forderte sie ihn hastig auf.

„— wenn Sie nicht unverzüglich Ihre — Beziehungen —“ er sprach dieses Wort langsam und mit Betonung aus und sah sie dabei in einer Weise an, die ihr alles Blut

in den Kopf trieb —, — wenn Sie nicht unverzüglich Ihre Beziehungen zu Hermann Reisner lösen.“

Es entstand eine Pause zwischen ihnen, von deren Entschlossenheit es abhing, ob Frau von Marisch dem Besucher die Thür weisen oder ob sie die Angst um ihr Vermögen höher als ihre Frauenehre stellen würde. Sie hatte rasch gewählt. Sie lispelte: „Was wissen Sie —?“

Er zog gleichmütig die Schultern hoch: „So ziemlich alles.“

„Was?“ beharrte sie hastig und stampfte zornig mit dem Fuß gegen den Teppich.

Er strich das Gespräch mit einer sanften Handbewegung aus. „Reden wir nicht davon. Neben mir von Geschäften . . . Ist Ihnen bekannt, daß Reisner vor dem Bankrott steht?“

„Nein,“ sagte sie entsetzt, „wieso?“

„Wieso?“ Er, der diese Empfindung kaum noch kannte, wurde bitter. „Haben Sie auch nur einen Augenblick an die Kraft Reisners geglaubt? Ich nicht.“

„Er stellt etwas vor,“ sagte sie kleinlaut, „er ist einer der reichsten Männer . . .“

„Woher wissen Sie das? Von ihm selbst?“

„Ja.“

„Und Sie haben seine Worte nie nachgeprüft?“

„Nein.“

„Warum?“

„Weil . . .“ Aber sie stockte, denn sie war plötzlich hilflos und hatte die Empfindung, nackt dazustehen, vor einem, der dies nicht sah, der rücksichtsvoll zur Seite blickte.

Sie weinte leise . . .

Da sprach er beruhigend auf sie ein. „Trösten Sie sich. Sie waren nicht sein einziges Opfer und ganz sicher jenes, das noch am besten bei ihm weggekommen ist. Was tut es Ihnen, wenn Sie eine Million verlieren, wenn Sie doch noch anderthalb Millionen, die Ihnen geblieben sind, behalten dürfen . . . Jeder Mensch muß seine Irrtümer bezahlen. Sie sind billig weggekommen.“

„Sein Geld ist weg,“ fragte sie, „verloren?“

Er nickte. „Alles.“

„Wie ist das nur möglich,“ flüsterte sie wie im Traum, „wie ist das nur möglich?“

„Ich will es Ihnen erklären,“ sagte er bedächtig, „bitte, hören Sie mich an.“

Und er schilderte ihr in kurzen, scharfen Umrissen, was er in wochenlangem, mühseligem Suchen gefunden hatte, nachdem er mit einer Fähigkeit geforscht hatte, die an Liebe grenzte: die Geschichte von Reisners scheinbarem Aufstieg und allwählichem, sicherem Untergang.

Mit ruhigen, sicheren Worten zeichnete Behrens das Leben Reisners nach, von dessen Jugend bis zu jenem törichtesten Tatversuch, der ihn ins Gefängnis brachte. Einen Charakter hätte die Strafe geklärt, ihn wühlte sie im Innersten auf. Als einer, der sich gegen die Welt empörte, ging er aus dem Gefängnis. Daß er sich nur gegen seine eigene Schuld empörte, sah er nicht. Da er mit seiner Schuld nicht fertig wurde, wurde sie es um so leichter mit ihm. Sie wuchs in ihm und machte ihn blind. In dieser Blindheit ging er daran, sich zu rächen.

Behrens ging auf Einzelheiten über.

Mit einem simplen Holzgeschäft hatte Reisner begonnen. Damit hatte er eine Automobilsabrik wieder lebensfähig gemacht, die, wenn er sie behalten hätte, seiner Zukunft eine dauernde und feste Grundlage gegeben hätte. Allein er hatte den Ehrgeiz, schöpferisch zu wirken, und um ihn zu betätigen und zu beweisen, ließ er sich in Dinge ein, denen er nicht gewachsen war.

„So gründete er mit Ihnen jene Gesellschaft zur Verwertung eines Patents, das auf eine neue Art Glühkörper herstellen wollte,“ sagte Behrens, „und wenn Sie nicht schon damals viel Geld verloren haben, so verdanken Sie das nur dem Umstand, daß Reisner Dumme fand, die ihm die Sache abnahmen, ehe es zu spät wurde, daß sie ein Humbug war.“

Und so war es fortgegangen, alle die Jahre, bis heute. Es blieb erstaunlich, wie dumm und leichtgläubig die Welt war und wie gern sie jedem, der ihr Sand in die Augen streute, auf den Leim ging. Je mehr Reisner davon abkam, zu arbeiten, um so besser lernte er es, zu täuschen. Er fand bald die Geste, die der Menge imponiert und die sogar Erfahrene täuschen kann. Er bot denen, die ihm nicht glaubten, frech die Stirn. Und er war beweglich. Tausenderlei Beziehungen knüpfte er an, die ihm alle einmal in irgend

einer Stunde nützen, und auf den Erfolg für die Stunde kam es ihm schon längst nur noch an. Er spielte und wartete, wie alle Spieler, auf einen ganz großen Schlag, der alle kleinen Scharten auswehte. Aber auch kleine Scharten ergeben schließlich ein großes Loch, in dem man versinkt. Das Loch war da. Viel Geld hatte es schon verschlungen, sein eignes, das seiner Frau, das vieler anderer.

„Auch einen großen Teil des Ihren.“ sagte Behrens. Nun schickte es sich an, ihn selber zu verschlingen. Und da beschloß er mit dem Fatalismus des Bergweiskelten einen letzten Coup zu versuchen.

„Welchen?“ fragte Frau von Marisch. „Er geriet in die Hände eines Wucherers, eines der größten Halunken der Stadt, mit dem er schon lange Verbindungen gepflogen hatte, — eines Menschen, der im Trüben fischt, eines Fuchses, der nichts riskiert und doch immer große Gewinne einstreicht, der sich grundsätzlich an faule Sachen hält, da diese, rechtzeitig abgestoßen, das meiste Geld ergeben. . . Dieser redete ihm zu, eine verkadente Terrain-Gesellschaft zu übernehmen, die, mit einem Betrag von anderthalb Millionen neu belebt, Riesengewinne versprechen soll. . . Und er hat gern angebissen.“

„Und wer, — wer gibt — das Geld?“ fragte atemlos Frau von Marisch.

Behrens sah sie lächelnd an. „Sie,“ sagte er sanft.

„Ich?“

Behrens nickte. „Er kann jede Stunde bei Ihnen erscheinen, um Sie für die Sache breitzutreten, — an die er glaubt.“

Sie hob angstvoll den Kopf. „Was tue ich mir?“ fragte sie ratlos.

„Wissen Sie das nicht?“

„Ich lehne ab,“ sagte sie leiser, „ich lehne ab. . .“

„Wird Ihnen das so leicht werden,“ fragte er wie bei-  
läufig.

Sie zerrte vor Zorn und Scham an ihrem seidenen Taschentuch, und plötzlich trat sie vor ihn hin, sich vor Erregung verschluckend. „Helfen Sie mir!“ schlichzte sie.

„Gern,“ sagte er sehr weich, „wenn Sie versprechen, mir zu gehorchen, — mir unbedingt zu gehorchen!“

„Ja, ja. . .“

Er strich mit der Hand über seinen braunen Anzug hinunter. „Sie werden vor allem eins tun,“ sagte er bestimmt, „und zwar sofort, längstens bis heute Abend. . .“

„Was?“ kammerte sie sich an ihn.

„Sie werden verreisen. Weit fort und ohne jemandem außer mir das Ziel Ihrer Reise bekannt zu geben. . . Wohin? . . . Nun, sagen wir: in die Schweiz.“

Sie atmete auf. „Ja,“ fügte sie sich wie befreit.

„Sie werden mir gehorchen?“

„Unbedingt,“ versprach sie.

„Noch heute?“

„Noch heute!“

„Und wenn er Sie aufsucht, — vielleicht schon in den nächsten Stunden?“

Sie ballte die Fäuste. „Ich bin nicht zu sprechen,“ rief sie aus, blaß und entschlossen, „— ich schwöre es Ihnen: nein!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, ihre Hand drückend, „und ich verspreche Ihnen, daß alles, — alles. . . gut werden soll!“

Draußen zog er die Uhr.

Es war Mittag vorüber, aber er hatte keinen Hunger, — nein, gar keinen Hunger!

Er rief ein Auto heran. „Zu den Grunewald,“ sagte er, „in die Willenkolonie!“

(Fortsetzung folgt.)

### Bammelchen.

Von Charlotte Niese.

Nachdruck verboten.

Sie hieß Mansjell Glog, und wir nannten sie Bammelchen. Weil alles an ihr bimmelte und bammelte. Die kleine Goldkette mit dem Anhänger daran, die drei dünnen goldenen Armbänder, die sie an jedem Handgelenk trug. Außerdem die langen Ohrbommeln, die hin und her schwanken, wenn Mansjell Glog den Kopf bewegte. Was sie oft tat, wenn sie über einem Wäschegegenstand brütete, der ihr zur Ausbesserung übergeben war. Entweder schüttelte sie den Kopf, daß die Bommeln flogen, oder sie nickte energisch. Dann machten die Ohrbommeln dieselbe Bewegung.

„Bammelchen, warum tragen Sie eigentlich so viel Gold am Leibe?“ fragten wir sie wohl, und sie sah uns ernsthaft mit ihren farblosen Augen an.

„Weil es mich Vergnügen macht, Fräulein! Wo hab ich sonst vons Leben? Fünfmal in der Woche gehe ich zum Käse an, Sonntags mach ich rein und wasche und Sonntag gehe ich in die Kirche. Mein Leben is ein häßchen gewöhnlich, nich? Weißens ich ich doch auch ins Hinterzimmer, mit Verlaubnis zu sagen, und da seh ich auch nit von die Welt. Da freu ich mir denn an mein Gold-  
tram. Das mich allens selbst angefaßt von mein Verdienst, weil ich for mir sonst nit brauch. — Meider krieg ich geschenkt oon meine Herrschastens und Unterzeug auch. Worum soll ich mir nich an meine Goldsaden freuen?“

Darauf konnte man nichts erwidern: jeder Mensch muß sein Vergnügen haben, und dem Bammelchen mit seiner schiefen Stirne, dem kleinen Vogelkopf und der vorgebeugten Haltung konnte man schon ein Vergnügen gönnen.

Wir zogen aus der Gegend fort, in der Bammelchen ihren Wirkungskreis hatte. Außerhalb der Stadt wollte sie keine Mundschaft haben. „Da graule ich mir, wenn ich allein nach Hans soll!“ erklärte sie. Wir verloren sie also aus den Augen. Dann kam der Krieg, und man hatte so viel anderes zu denken, daß ich fast erschrag, eines Tages Bammelchen wieder zu sehen. Sie merkte nicht, daß ich sie vergessen hatte.

„Ich wollt grade mal zu Sie, Fräulein?“ sagte sie. „Wuß ich es auch tum? Wo es doch immer mein Vergnügen gewesen is? Im Krieg hab ich mich noch ein Medallion gekauft. Von eine, die Geld nötig hatte, und denn vier Ringens!“ Sie zeigte ihre Hand, auf deren mageren Fingern vier übereinandergesteckte Goldringe saßen. „Is es wirklich wahr, daß unser Vaterland mein Gold haben will? Wo ich mich das zusammengespart hab?“

Sie wischte sich einige Tränen ab.

„Haben Sie sonst etwas für unser Vaterland getan?“ erkundigte ich mich.

Sie blieb stehen und dachte nach. „Jawoll! Bei Frau Geheimrat hab ich Strümpfens gestrickt, als es noch Wolke gab. Ich hab davor Bezahlung getriegt, umsonst konnte ich das doch nich tun!“

„Warum nicht?“

Sie sah mich unsicher an. „Ich bin doch arm und muß meinen Verdienst haben!“

Ich erwiderte nichts, und Bammelchen begann zu klagen. „Mich deucht, wenn ich gestrickt hab, denn is das doch ganz nett von mich gewesen, nich? Meins halben kam ich was umsonstens for mein Vaterland tun. Vielleicht ein paar Knöpfe annähen oder jowas! Meinswegen. Es geht mich nich schlecht, darüber will ich nich klagen, aber, wenn ich immerlos lese, daß sie mein häßchen Gold haben wolln, denn kann ich darüber nich schlafen. Ganz gewiß: ich lieg wach und dent an meine Armbänder und an allens, was ich hab! Was mein Nachbarin is, die sagt immer: Glog, machen Sie nich solchen Lärm, ich kann davor nich schlafen! Das is eine, die aus Ostpreußen gekommen is, wo die Menschen anders schmader als unferens. Sie is krumm, weil sie so lang im Wassergraben gelegen hat, als die Russen hinter ihr her waren. Nun kann sie bloß wenig arbeiten; is bei die Mannitschon, Oha, ich möcht nach bei die Mannitschon; da schmader sie immer vom Krieg!“

„Wenn die Russen nun hierher gekommen wären, und wir alle hätten flüchten müssen, oder im Wassergraben liegen, was dann?“

Bammelchen sah mich an, als spräche ich Unsin.

„Sowas kann hier doch nich passieren, wo wir unsre Soldaten haben und den Hindenburg! Der kann was, und der Andre auch, wie heißt er man noch?“

„Sie werden Ludendorff meinen, Bammelchen. Aber denken Sie einmal nach! Wenn wir unser Heer, Hindenburg und Ludendorff nicht gehabt hätten, meinen Sie, daß wir jetzt hier so gemüthlich auf der Straße zusammen gehen würden? Glauben Sie wirklich, ein so riesenhafter Krieg mit soviele Feinden wäre ganz selbstverständlich siegreich, und können Sie sich nicht denken, daß dieser Krieg unserm Vaterlande viele Millionen kostet, und daß jeder von uns Opfer bringen muß, damit unser Heer täglich satt wird, seine Kleidung erhält und sich wohl befindet? Denken Sie gar nicht an die vielen Tapferen, die niemals wiederkommen, weil sie für ihr Vaterland gestorben sind, und glauben Sie nicht, daß das Vaterland verpflichtet ist, für Tausende von Witwen und Waisen zu sorgen? Dazu braucht das Vaterland aber immer mehr Geld, und deswegen braucht es auch Ihre Goldbammelchen!“

Hatten meine Worte auf Bammelchen Eindruck gemacht? Sie lief weg, ohne ein Wort zu erwidern.

Dann aber erhielt ich vor einigen Tagen folgenden Brief:

„Hochgerichtetes Fräulein! Es is allens futsch. Habs aus Vaterland gegeben und ganz viel Geld davor gekriegt. Ich schlaf besser. Hindenburg und Ludendorff solln hoch leben. Weil mich kein Risse was getan hat, und ich ihn nich einmal gesehen hab. Vielen Dank for das Ratschlag! Ernestine Glog.“

Das Bammelchen ist doch eine verständige kleine Seele!

— Deutsche Lichtmess. (Zum 2. Februar.) Seit über tausend Jahren — seit dem 8. Jahrhundert — feiert man in Deutschland am 2. Februar Lichtmess. Wie kommt das Fest zu diesem eigentümlichen Namen? Vielfach ist die Ansicht verbreitet,

er hänge mit der Dauer der Tageslänge, des Lichtes, zusammen, die ja in der Tat in der zweimal Jannarhälfte so bedeutend ist, daß der Zuwachs des Lichtes am 2. Februar wirklich schon meßbar ist; tatsächlich aber ist Lichtmeh nicht anderes, als eine Lichter-Messe, der Tag, an dem die Wachskerzen fröhlich geweicht werden und an dem allerhand Prozessionen mit Lichtern stattfinden. Papst Gelasius war es, der im Jahre 497 die Lichterprozession in die abendländische Kirche einführte; wahrscheinlich hat er dabei an die römischen Vesperkerzen gedacht, bei denen Lichter ebenfalls eine große Rolle spielen, und auch das Oppanite-Fest, das im fünften Jahrhundert in Jerusalem mit vielen brennenden Kerzen begangen wurde, mag seinen Teil zur Entstehung des kirchlichen Festbrauches beigetragen haben. In Jerusalem brannten bei dem Feste Lichter, weil Simeon den Herrn als das Licht zur Erluchtung der Völker begrüßte. Eigentlich gehört Lichtmeh noch zum Weihnachtsfeste: es gilt der Darstellung Christi im Tempel am 40. Tage nach dem Tage der Geburt und kann daher als Feiertag Christi ebenso gut wie als Marienfest angesehen werden, wie es in Deutschland geschieht und wie es auch in dem vollständigeren Namen „Mariae Lichtmeh“ zum Ausdruck kommt. Für die Kerzen, die am Lichtmehstage geweicht werden, sind mancherlei Bedingungen vorgeschrieben; im Bistum Münster wie auch anderwärts war es vormalig Vorschrift, daß die Kerzen aus ungeschlachtetem Naturwachs angefertigt wurden; die Anfertigung lag in den Händen des Küfers, und in manchen Dörfern waren es bestimmte Familien, die von ihren Bienenstöcken das Wachs für die Kirche zu gewinnen hatten. Am Lichtmehstage wurden die Kerzen geweiht, an die Geistlichkeit, Städtischen, Vorstandsmitglieder und einige Drückergeisler ausgeteilt u. dann in Prozession um die Kirche herumgetragen. Mit dem kirchlichen Brauche verquickte das Volk allerhand abergläubische Vorstellungen: wenn das Wetter schön und still war und die Kerzen den ganzen Weg hindurch brannten, war ein gutes Bienenjahr zu erwarten, ihr Erlöschen dagegen sagte eine schlechte Honig- und Wachsferze voraus. Im Volksglauben knüpft überhaupt vieles an die Lichtmehfeier an; namentlich für den deutschen Landmann ist der Lichtmehstag seit alters her von großer Bedeutung. Er betrachtet Mariae Lichtmeh als den allerersten Frühlingsbeginn; die Arbeit bei Licht hört jetzt auf und man nimmt das erste Abendbrot ohne Licht ein. „Maria bläht's Licht aus, Miches zünd's wieder an“ — diese Bauernweisheit nennt beide Tage, die für das Tageslicht die Grenzen bilden. Auch in den bayerischen Wetterregeln, die mit dem Lichtmehstage verknüpft sind, spielt das Licht, in diesem Falle natürlich das Sonnenlicht, eine große Rolle: „Scheint zu Lichtmeh die Sonne klar, dann wird größer das Eis als zuvor es war“, so heißt eine Wetterregel; eine andere meint: „Lichtmeh hell, schadet dem Bauern das Fell; Lichtmeh dunkel, macht den Bauern zum Junter.“ Die gleiche Bauernweisheit, etwas deutlicher ausgedrückt, findet sich in dem Worte: „Bringt Lichtmeh Wolken und Regen hernieder, ist der Winter vorbei und kommt nicht wieder.“ Im Grunde laufen alle diese Lichtmeh-Wetterregeln darauf hinaus, daß auf einen klaren kalten Lichtmehstag ein kalter, später Frühling und ein schöner Sommer folgt.

**Bücherlich.**

— Die neue Landhausbücherei, Erster Band. Preis gebunden 2 Mark. Landhausverlag Jena. Der Landhausverlag Jena, dessen besondere Note darin besteht, daß er keine Buchausgaben, wie auch die Monatschrift „Das Landhaus“, abseits aller Tagesfragen“ und „jeder Kriegserörterung fern“ hält, bringt jetzt mit dem ersten Band der „Neuen Landhausbücherei“ den Anfang einer Sammlung feiner, moderner Novellistik heraus, die wirklich Bemerkenswertes bietet. Die Ausstattung ist einfach und vornehm. Die vier Novellen des ersten Bandes, Arbeiten von Martin Wohl, Georg Hirschfeld, J. Andro und Leonhard Stein, sind gut gewählt und fesselnd; sie geben der „Neuen Landhausbücherei“ eine Einföhrung von literarischem Rang.

— Jugendleid. Eine stille Geschichte von Benny Stod. Gebunden 2,50 Mark, gebunden 4 Mark. Landhausverlag Jena. Die junge Verfasserin wird mit dieser stillen, feinen und anspruchslos erzählten Geschichte eines Mädchenschicksals vielleicht an tausenden Herzen rühren, die Ähnliches erlebt und erlitten haben.

— Der Opfertrank. Ein Roman aus der französischen Revolution von Sophie Hoechstetter, erschien im Landhausverlag Jena. Preis gebunden 4 Mark, gebunden 5,50 Mark. Die Verfasserin bringt in dem vorliegenden Roman ein ergreifendes Zeitgemälde, erfüllt von gewaltigem Grauen und süßer Schönheit. Durch seinen packenden Inhalt, sein historisches Verständnis und die brillante, geschlossene Erzählweise ist es geeignet, sich die weitesten Kreise zu erobern.

— Sonnenfinsternis, Roman von E. Stieler-Marschall. Verlag von Grethlein & Co., G. m. b. H. Leipzig. — In die erhabene Welt des Hochgebirges führt der neue Roman von E. Stieler-Marschalls, weit über alle Fein der Gegenwart hinaus, läßt tief im Tale Krieg und Tenebrung, Sorgen und Not des Tages. Der Held des Buches ist ein Gelehrter, der einen heißen

Schmerz in reiner Höhe fühlen will, und der Welt entflieht, um in einer meteorologischen Gipfelfstation ganz der Beobachtung des Himmels, der Luft und ihrer tausend Wunder leben zu können. — Die Weltliteratur, Heft 4 enthält: Kobell: Die 'Sicht' von Brandne-Kasper u. a.

**Gießener Hausfrauen-Verein.  
Kochanweisungen.**

**Einfacher Kirsch- oder Apfelsurdel.** Von 250 Gramm Mehl (oder 80 Gramm Maismehl, 80 Gramm Gerste gem. und 80 Gramm Kriegsmehl), einem Löffel zerlassener Butter oder Fett, wenig Salz und Zucker, rührt man einen Strudelteig, den man 1/2 Stunde unter einem umgeschöpften Löffel, in dem eben Wasser gekocht wurde, rasen läßt, dann dünn ausrollt und ausküpft. Man bestreicht den Teig mit saurer Milch oder Butter, belegt ihn mit angefeuchteten, frischen oder eingemachten Schwarzkirschen, rollt den Teig zusammen und bäckt ihn auf geschmiertem Blech braun.

**Gefüllte Koulade.** 2 Eier, 1/4 Pfund Zucker schaumig rühren, ein Teelöffel zerlassene Butter dazumischen, 150 bis 200 Gramm Mehl, Vanille, 2 Teelöffel Backpulver zu einem festen Teig auf dem Brett kneten, dann dünn ausrollen, mit Marmelade bestreichen, zu einer Koulade rollen, auf geschmiertem Blech bei mittlerer Hitze backen.

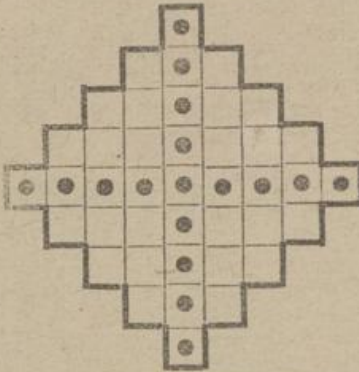
**Torte von Gelben Rüben.** 1 Pfund geriebene Gelbe Rüben, 1/2 Pfund Mehl, 200 Gramm Zucker oder 100 Gramm Butter und 1/4 Pfund Mandelbrot, etwas Zitronensaft, 2 Backpulver, Magermilch. Alle Bestandteile zu einem weichen Teig mischen und 1/4 Stunden bei mäßiger Hitze backen.

**Krautpfeden.** Man macht einen Hefeteig von Kriegsmehl, Salz, Magermilch. Ei oder Eierjag und Fett, rollt ihn, wenn er gegangen ist, aus wie dünnen Kuchensteig und schneidet viereckige Stücke davon ab. Auf jedes Stück tut man einen Löffel voll gut abgetropftes Sauerkraut, das tags zuvor gekocht und durch geröstete Speck- und Zwiebelwürfel schmackhaft gemacht worden ist. Dann schlägt man die Hefel des Teiges übereinander, schmiert noch einmal gut mit Fett und bäckt die Pfeden bei guter Hitze schön braun. Je fetter Teig und Kraut, desto besser das Gericht.

**Kartoffelsalat mit Weißkraut.** Kartoffelsalat wird warm angemacht, indem man recht heißes Wasser dazu nimmt und auch den Essig mit feingehacktem Zwiebeln und einem Stückchen Butter oder Del aufkochen läßt und kochend darüber schüttet. Weißkraut wird fein gehobelt, mit Salz, Zwiebel, Essig und trapp Wasser weich gedünstet und kurz vor dem Anrichten unter den Kartoffelsalat gemischt.

**Wirfingsalat.** Ein festes Wirfingshaupt wird in vier Teile geschnitten, der Strunk und die dicken Rippen soweit wie möglich entfernt und die Viertel in Salzwasser gar, aber nicht zu weich gekocht. Ausgedrückt schneidet man sie fein nudelig, kocht Essig mit feingehacktem Zwiebel, Salz und etwas Butter oder Fett, schüttet ihn darüber und fügt nach Bedarf noch etwas Brühwasser dazu. Ausgelassene Speckwürfel, die man heiß darunter mischt, verbessern das Gericht.

**Diamanträtsel.**



Die Buchstaben AAAAA, BB, D, EEEEE, FFFF, HHH, II, KKK, LLL, N, OO, RRRRRR, S, TTT sind in die Felder obiger Figur derart einzutragen, daß die mittlere senkrechte gleichlautend mit der mittelften waagrechten Reihe ist und die waagrechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Konsonant, 2. Technisches Hilfsmittel, 3. Baum, 4. Festungswerk, 5. Nahrungsmittel, 6. Teil des Pferdegeschirres, 7. Getreideart, 8. Wild, 9. Konsonant.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schachaufgabe in voriger Nummer.

W, Kb5, T3, h4, Bb5, d3, e2, f6. —

Schw. Kd5, Bf6.

1. Kb6! 2. d4+ Td3 Ko4 4. d5+ Matt.